

Die Gleichheit

Zeitschrift für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen

Mit der Beilage: Für unsere Kinder

Die Gleichheit erscheint alle vierzehn Tage einmal.
Preis der Nummer 15 Pfennig.
Durch die Post bezogen vierteljährlich ohne Bestellgeld
95 Pfennig; unter Kreuzband Nr. 1.45.

Stuttgart
28. Februar 1919

Zuschriften sind zu richten an die
Redaktion der Gleichheit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 14838.
Expedition: Stuttgart, Furtbachstraße 12.

Weimar.

Fast ein Jahrhundert lang lag das liebe alte Weimar abseits von dem breiten Wege, auf dem das große und laute Geschehen der Weltgeschichte dahinrollte. Es schlief einen Dornröschenschlaf. Die Überlieferungen einer vergangenen Zeit höchster Größe und Weihe hüteten den Schatz, den der Name Weimar in sich barg.

Die Entwicklung Deutschlands nach den Befreiungskriegen und nach dem Tode Goethes war so ganz anders gewesen, als sie der Geist Weimars vortrug. Im Weimar Goethes und Schillers hatte der deutsche Geist die Herrschaft geführt, deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft, deutsche Dichtung und deutsche Philosophie, geistige Geselligkeit und die moralische Zucht der Schaubühne hatten von Weimar aus die Tore und Straßen nach allen Enden der Welt geöffnet und den deutschen Namen überall zu hohen Ehren gebracht.

Das Deutschland aber, das sich im neunzehnten Jahrhundert nach den Zwangsgeböten der Heiligen Allianz unter der Führung Rußlands politisch gestaltete, wollte von Kunst und Wissenschaft, von Dichtung und Philosophie nichts wissen. Sein Zepher war der Korporalstock, seine Methode die Unterdrückung des freien Wortes, sein Ziel die Umwandlung Deutschlands zu einer großen Kaserne, in der alles auf den Befehl von oben wartet und ihm blindlings gehorcht. Der Mittelpunkt dieses neuen Deutschland verschob sich von der Elbe nach der Spree, von Weimar nach Berlin. Goethe aber empfand vor diesem Berlin schon 1823 eine starke Abneigung: „Es lebt, wie ich an allem merke, dort ein so vertwegener Menschen-schlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten.“

Der Kapitalismus wuchs in Deutschland heran, gewaltfam, ungehört, mit den Manieren eines Emporkömmlings. Obwohl er später aufgestanden war als in anderen Ländern, glaubte er doch seine Konkurrenten mit ihren Mitteln einholen und, wenn möglich, schlagen zu müssen. Zu diesem Zwecke schuf er sich eine politische Einheit, rücksichtslos, unter Verletzung berechtigter Empfindlichkeiten im Osten und Westen, im Norden und Süden. Eine ungeheure, kostspielige Kriegsmaschine in Gestalt eines stehenden Heeres sollte diese Einheit schützen, nach innen und nach außen. Und drohend wurde die gepanzerte Faust jedem unter die Nase gehalten, der etwa an der Allmacht und Vorzüglichkeit des neuen deutschen Kaiserreichs zu zweifeln wagte.

Bis der ungeheuerlichste kriegerische Zusammenstoß kam, den die Weltgeschichte je erlebt hat, und hinterher der schmachliche Zusammenbruch eines auf Gewalt Herrschaft aufgebauten, innerlich aber längst morschen und brüchigen Systems!

„... Wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Tore und Straßen nach allen Enden der Welt.“ Goethe zu Eckermann.

Alles, worauf das Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts gebaut hatte, war dahin! Alle politischen Ziele von einst in den Staub gesunken! Dahin die schimmernde Wehr eines volksfremden Militarismus! Dahin die unerfülllichen Pläne ehrgeiziger Machtpolitik! Dahin die uferlosen Bereicherungsbestrebungen rücksichtsloser kapitalistischer Wirtschaft!

Und die, die einst unten gestanden hatten, verhaßt und verfolgt, sie standen jetzt oben und ergriffen die schleifenden Zügel der Regierung. Die deutschen Arbeiter wurden zu Rettern Deutschlands, der Sozialismus, eine geistige Macht, setzte sich an die Stelle der zusammengebrochenen militärischen und bürokratischen Macht. Das machtklüsterne Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts wurde zur weltgeschichtlichen Episode. Das neue Deutschland der Demokratie und des Sozialismus knüpfte wieder an das politisch unbedeutende, kulturell und in der Schätzung der übrigen Welt aber hochgeachtete Deutschland Kants, Goethes und Fichtes an. Es erfüllt sich in einer ungeahnten Weise das prophetische Wort Engels', daß die deutsche Arbeiterklasse die Erbin der klassischen deutschen Philosophie ist.

Nicht als ob wir in das kleinstaatliche Elend des Deutschlands jener Zeit zurück wollten. Nichts lehnen die deutschen Arbeiter mit größerer Entschiedenheit ab! Sie wollen ein einiges, großes und einheitliches Deutschland, in dem der Strom der wirtschaftlichen Entwicklung breit dahinströmen kann. Nicht aber wollen sie politische und wirtschaftliche Macht um dieser Macht willen und um damit anderen Ländern aufzutrompseln. Sondern sie wollen ein gesundes Wirtschaftsleben, durchflutet vom Geiste des Sozialismus, um darauf ein gesundes und starkes Volksleben zu erbauen und aus ihm wiederum als schönste Blüte ein reiches, vielgestaltiges Kulturleben emporwachsen zu lassen.

Mag es aus diesem oder jenem Grunde angezweifelt worden sein, ob Weimar der richtige Ort für die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung ist, mögen ernste politische Gründe dagegen sprechen, daß man aus Berlin fortgezogen ist, so ist doch Weimar als Symbol, als Ausgangspunkt einer neuen Zeit unübertrefflich gut gewählt.

Mögen die nach dem freiesten Wahlrecht der Welt gewählten Männer und Frauen Deutschlands, die die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung bilden, in den nächsten Wochen und Monaten gute Arbeit leisten! Mögen sie einen guten und festen Grund legen für die Zukunft des neuen Deutschland! Der Krieg hat Deutschland ausgeschlossen von der Welt — möge die Nationalversammlung das Wort Goethes über Weimar in einem neuen Sinne wieder wahr machen: „Es gehen von dort die Tore und Straßen nach allen Enden der Welt.“

Die ersten Schritte der Nationalversammlung.

Nun ist die deutsche Frau in der Politik, und zwar mitten drin, ganz. Nicht stufenweis wie in den anderen Ländern ging unser Aufstieg. Der harte Kampf, den wir um unser Staatsbürgerrecht führen mußten, nahm als selbstverständlich die Entwicklung der übrigen Länder zur Grundlage: Gemeinwahlrecht, Landeswahlrecht und Reichswahlrecht. Es kam anders. Die Bogen der Novemberrevolution trugen uns zum Ziel, ließen uns nicht auf halbem Wege fallen. Die Revolution gab uns unsere Freiheit, unser Recht g a n z, und sie übertrug uns die g a n z e Verantwortung freier Staatsbürger. Nun sollen die deutschen Frauen in ihrer Gesamtheit, sollen vor allem ihre gewählten Vertreterinnen beweisen, daß sie reif sind zu beidem: zur Freiheit und zur Verantwortlichkeit.

Wie groß diese Verantwortung ist, haben die Entscheidungen, welche in den ersten Tagen in Weimar getroffen werden mußten, wohl jeder Abgeordneten klargemacht. Unsere deutsche Republik, unser junger deutscher Freistaat mußte auf einen Grund gestellt werden, um sich gesetzmäßig entwickeln zu können. Dieser Grund ist die provisorische Verfassung, und in ihr mußte gleichzeitig die Möglichkeit der Mitarbeit aller Schichten unseres Volkes gegeben werden, ohne daß die Entwicklung des s o z i a l i s t i s c h e n Freistaats, also der sozialen Republik, irgendwie beeinträchtigt wurde. Die Unabhängigen hatten in letzter Stunde viele Abänderungsvorschläge eingebracht, die zu einem großen Teil unwesentlich waren und nur andere Worte für denselben Sinn setzen wollten. Der Zusatz zum § 5, der die Beurlaubung der zum Parlament gewählten Soldaten unter allen Umständen sicherstellt, wurde einstimmig angenommen. Eine kurze, heftige Debatte entspann sich über die Frage der Abschaffung aller Geheimverträge. Die Unabhängigen verlangten, daß die Regierung der deutschen Republik durch die provisorische Verfassung fest verpflichtet werden müsse, jeden Vertrag vor der Öffentlichkeit abzuschließen. In vorzüglichen Ausführungen sagte dazu Genosse Landsberg, daß wir die Abschaffung der Geheimdiplomatie nicht nur wünschen, sondern wollen. Damit bei den anderen Völkern kein Zweifel an der Ehrlichkeit unserer Absichten aufkommen könne, sagt die provisorische Verfassung im § 6:

„Sobald das Deutsche Reich einem Völkerbund mit dem Ziele des Ausschlusses aller Geheimverträge beigetreten sein wird, bedürfen alle Verträge mit den im Völkerbund vereinigten Staaten der Zustimmung der Nationalversammlung und des Staatenausschusses.“

Der Reichspräsident ist verpflichtet, die gemäß § 1 bis 4 und 6 beschlossenen Reichsgesetze und Verträge im Reichs-Gesetzblatt zu veröffentlichen.“

Es sei aber nicht zu verantworten, wenn Deutschland einseitig gebunden werden solle, während wir gar nicht wüßten, ob die gegnerischen Staaten bereit seien, sich auf denselben Boden zu stellen. Es sei jetzt Sache aller Friedens- und Verständigungsfreunde und aller Demokraten des Auslands, ihre Regierungen zu derselben ernstlichen Bereitwilligkeit zu bringen, wie die deutsche Regierung sie im provisorischen Verfassungsentwurf bewiesen hat.

Es war der schwere Rechenfehler der Unabhängigen, daß sie das Heil des deutschen Volkes von der Gerechtigkeit und — der Gnade der Ententeregierungen erwartet haben, die doch heute noch im Grunde die Vertreter desselben kapitalistischen Prinzips sind, das in Deutschland durch die Revolution befeitigt worden ist.

Ein weiterer wichtiger Antrag der Unabhängigen war, nicht einen Reichspräsidenten zu wählen, sondern durch ein fünfköpfiges Kollegium eine verantwortliche Regierung zu schaffen, die aus seiner Mitte den Repräsentanten bestimmt.

Über die Frage: Reichspräsident oder Regierungskollegium ist auch in unseren Kreisen ernsthaft diskutiert worden. Aber die Notwendigkeit raschen Handelns, um Frieden und Arbeit und Brot zu schaffen, hat uns bestimmt, diese Frage zurück-

zustellen bis zur Beratung der endgültigen Verfassung. Jetzt muß der Mann da sein, der zu Verhandlungen berechtigt ist, der den Friedensvertrag unterzeichnet.

Folgeschwer kann jede Entscheidung sein, die getroffen wird und getroffen werden muß. Und ungeheuer groß sind die Aufgaben, die vor uns liegen. Werden wir sie bewältigen können? Diese Frage ist es besonders, welche uns Frauen bestürzt. Mit viel Mut und vielen Hoffnungen sind wir in das erste Parlament des deutschen Freistaats gegangen, und wir wissen, daß die Hoffnungen von vielen Millionen Schwestern mit uns sind. Viele von uns haben die bittere Trennung von der Familie auf sich nehmen müssen, um der Sache zu dienen. Der Parlamentarismus an sich ist etwas Neues für uns, in das wir uns erst hineinfinden müssen. Erwartungen und Enttäuschungen stehen nebeneinander; die große Verantwortung macht zunächst befangen. Gut und segensreich kann die Arbeit der Frau im Parlament nur werden, wenn auch die Männer fühlen, daß mit der Arbeitsgenossin ein neues Moment für sie zu den parlamentarischen Erfahrungen gekommen ist, dem sie sich anpassen müssen. Überhebung auf der einen Seite würde entweder Überhebung auf der anderen Seite oder bei feineren Naturen das vollkommene Zurückziehen in sich selbst bedeuten, und beides wäre nicht gut. Nur verständnisvolle Zusammenarbeit von Männern und Frauen dient dem Wohle unseres Volkes.

Das Wohl unseres Volkes, des gesamten deutschen Volkes muß aber unser höchstes Ziel bleiben, und diesem haben sich auch alle partikularistischen Bestrebungen, alle Sonderwünsche der einzelnen Menschen und der einzelnen Staaten innerhalb der deutschen Republik unterzuordnen. Nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf kulturellem, geistigem Gebiet. Wir Frauen waren wohl alle enttäuscht, daß aus den Trümmern der bundesstaatlichen Monarchie nicht der einheitliche stolze Bau des ungeteilten deutschen Freistaats hervortrat. Wir müssen uns in diese Enttäuschung finden, aber wir müssen auch mit allen Kräften daran arbeiten, daß sich unser Ideal verwirklicht.

Dazu ist vor allen Dingen die Grundlage für eine geistige Einheit notwendig; die Schaffung gleicher Bildungsmöglichkeiten für alle Kinder, ob sie in Nord- oder Süddeutschland geboren sind und zu Menschen heranzuwachsen sollen. Wir brauchen ein Reichsschulgesetz so notwendig, wie wir Reichsgesetze für den Schutz von Gesundheit und Leben gebrauchen. Wer sich diesen Bestrebungen nach geistiger Einheit Deutschlands widersetzt, verflündigt sich an Volk und Vaterland und Menschheit. Vor allem dürfte es unter den gesamten Frauen der Nationalversammlung, welcher Partei sie auch angehören mögen, hierüber keine Verschiedenheit der Meinung geben. Unsere Zukunft sind die Kinder, immer wieder die Kinder, und wir sind berufen, die Grundlagen ihres Glückes zu schaffen.

Das ist die größte Verantwortung, die wir tragen, aber auch die stolzeste und schönste. K l a r a B o h m - S c h u d.

Ein Nachwort zu den Wahlen.

Der Krieg ist tot — es lebe der Krieg! So hieß die Lösung bei Beginn des vor wenig Wochen begonnenen und jetzt vorläufig beendeten Wahlkampfes. Daß ein Krieg etwas Frisch-Fröhliches sei, ist nur eine fromme Sage. Er ist immer traurig, weil widernatürlich. Aber diesmal war er besonders traurig, denn seine Brandfackel leuchtete auch in unsere sonst so friedlichen Frauenversammlungen hinein, und die Faust, die jene Fackel umklammert hielt, gehörte der Bruderhand des Gefinnungsgenossen. Das war das Allerschmerzlichste.

Wohin man auch kam, es begegnete einem immer die Unbutsamkeit und der Fanatismus. Einen veröhnlichen Ausklang nahmen nur wenig Versammlungen, das liegt bei uns hier an den Verhältnissen. Nicht Westfalen allein ist „rote Erde“, auch unser Wahlkreis darf besonderen Anspruch auf die Bezeichnung machen. Wie die Zeitungen, so die Massen, denen unverantwortlich handelnde Schreiber fixe Ideen suggerieren, an die sie selbst vielleicht gar nicht glauben,

oder doch nur für kurze Zeit, bis sie ihren Irrtum eingesehen haben. Bei den Massen hält der Irrglaube länger an, sie sind, weil unfertig und unkritisch, denkträger, und können sich nicht so schnell aufs Umdenken einstellen.

Kaum eine Zeit hatte günstigeren Boden bereit für Gespensterseherei und fixe Ideen als die jetzige. Zu kaum einer anderen Zeit waren die Menschen in ihres Gemütes Grundtiefen unzufriedener als heute. Um so mehr Vorsicht ist dem einzelnen jetzt geboten, besonders wenn dieser einzelne als Führer der Massen in Wort oder Schrift gilt. Hier ist an der Arbeiterschaft schwer gesündigt und gestreift worden in den Wochen, die seit der Revolution verfloßen sind.

Tatsache ist doch, daß wir alle uns des großen Geschehens am 9. November von Herzen freuten. Wir waren wie von einem drückenden Alp befreit. Und mitten in die Freude fiel zugleich das Gefühl schwerer Verantwortung, die bange Sorge: Werden „unsere“ Leute auch alle genügend reif sein, das Erbe sachgemäß zu verwalten? An die anderen, die unserer Bewegung fern standen, dachte man nicht, ich gestehe: die waren zunächst „Luft“ für alles Denken und Sorgen. Waren es ja auch tatsächlich. Sahen still in ihren Stuben und harteten in gewohnter Schafgebild auf die Entwicklung der Dinge.

Daß sich die Entwicklung im Riesenstaatsgefüge langsam erst und Schritt für Schritt vollziehen könne, war jedem Einsichtsvollen klar. Die junge Republik mußte das Gausen lernen wie ein lange schwer krank gewesenes Menschenkind. Da waren aber welche, die mit unserer Jugend gleich Galopp rennen wollten! Die Folge: es gab Beulen, Wehklagen, Blut floß. Und sie beschimpften die Männer, die den jungen Staat tatkräftig unterstützten, ihn immer wieder ausnahmen, wenn er nahe am Boden lag, zum Dank für ihre Herkulesarbeit „Bluthunde“, „Verbrechergesinde“. Anstatt stolz das Haupt zu tragen und in Versammlungen den Männern und Frauen zu ründen: Aus unseren Reihen stammen sie, die Deutschlands Schicksal und Zukunft lenken, uns ist Heil widerfahren! Ihr Männer, erzieht mehr solcher Söhne! Ihr Mütter, schenkt der Welt viele solche Kinder! Jugend, tritt in die Fußstapfen dieser Männer, laßt sie eure Vorbilder sein! — So mußten sie sagen. Sie aber glühten eher der Meute, den Tempelschändern, die auch dem Nazarener sein Schicksal brachten. Heute ist es nicht das Kreuz, an dessen Stelle tritt — der Laternenzug, die Sabotage, die den Schnellzug gefährdet, der jene Männer durch die Lande trägt zu ihren Pflichten, die sie tragen, jenem unglückseligen Atlas gleich, auf dessen Schultern die ganze Welt der Schmerzen ruht.

Bahrlieh, es fällt schwer, den Gedankengängen extrem radikaler Menschen auch nur auf eines Schrittes Breite zu folgen, selbst als Frau, die vieles mit dem Herzen zu beurteilen pflegt. Hier rettet nur Nüchternheit, klares Verfolgen naturnotwendigen Geschehens und Geschehensmüssens. Unsere vielen neugewonnenen Frauen standen der Politik seither fern. Sie bringen eine gewisse Frische und Reinheit mit, sind unkomplizierte Naturen. Darum verstanden sie oft auch nicht entfernt den Sinn der heftigen Debatten, die sich heißblütige Diskussionsredner leisteten, die auf dem schwanken Boden politischer Ideologien standen. Der gesunde Sinn der Frauen wird sie hoffentlich davor bewahren, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Viele fühlten sich angewidert, abgestoßen von dem Ton, den jene extrem Radikalen anschlugen, und sprachen sich nach Schluß der Versammlungen unumwunden darüber aus. Es ist schon genug, daß jene das Treiben in den öffentlichen Versammlungen verwirrt gestalteten.

Unsere Frauenversammlungen sollen nicht zu Stätten turbulenter Witzgeusen werden. Um Aufklärungsarbeit zu leisten, braucht es nicht der Faust. Unsere Frauen sollen, wenn sie aus der Versammlung nach Hause gehen, freudig bewegt und in Ruhe alles Gehörte überdenken. Wir müssen unsere Versammlungen so gestalten, daß ihr geistiger Gehalt den Frauen den ihnen zur Gewohnheit liebgewordenen Kirchengang ersetzt. Unbildsame Fanatiker, die lieber die Welt in Trümmer zerschlagen wollen als ihre Ideen als Irrlehre anzuerkennen, können gesund und natürlich empfindenden Frauen keine Lehrmeister sein. Schwester Lydia Kuehl and.

Die erste Amtshandlung einer Abgeordneten.

Die in Ostpreußen gewählten Mitglieder der Rationalversammlung waren schon vor dem Zusammentritt in Weimar nach Königsberg geladen worden, um sich dort in Gemeinschaft mit den für Preußen gewählten Vertretern Ostpreußens als eine Art freier Provinziallandtag zu konstituieren. Nach der Eröffnung der Versammlung durch den Oberpräsidenten v. Batocki mußte ein Mitglied den vorläufigen Vorsitz übernehmen. Nach altem parlamentarischem Brauch wurde dazu das älteste Mitglied aufgefördert. Bei der Feststellung des Alters ergab sich, daß unsere Genossin Wilhelmine Köhler den in diesem Falle nicht ganz einwandfreien Vorzug hatte, die meisten Lenze erlebt zu haben. Die rauhe Politik räumt auch mit alten Geboten der Galanterie auf. Ist die Frau schon gleich-

Feuilleton

Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Goethe.

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden. Goethe.

Tiere und Menschen.

Das gute Verhältnis zwischen Tieren und Menschen gründet sich auf die gleichen einfachen Bedingungen der Freundschaft: unbedingtes gegenseitiges Vertrauen, Gerechtigkeit und Liebe. Man verspottet Menschen nicht, die wegen des Todes ihres treuen, jahrelang ihnen anhänglichen Hundes trauern, als sei ein Organ ihres Daseins zerrissen. Man lacht nicht, wenn ich erkläre, daß ich einen zehnjährigen Jungen kannte, der bittere Tränen weinte, als seine Lieblingskuh, die keine Milch mehr gab, geschlachtet wurde, und daß dieser selbige Junge nicht um die Welt das gebadene Hirn dieses Tieres angerührt hätte.

Und es ist nicht rein oberflächlich, wenn auch im strengen Sinne unwissenschaftlich gesprochen, wenn Menschen von der Tierseele reden. Wie eigen die Beziehungen zwischen Tier- und Menschenseele oft sind, können wir häufig erleben, und das mag auch ein Vorfall zeigen, den ich im nachstehenden kurz schildern möchte.

In dem Hause, das dem meiner Wohnung gegenüberliegt, wohnte eine alte Frau, der ich lange nicht mehr Aufmerksamkeit schenkte als allen Gegenüberwohnern sonst. Im Laufe der Zeit bemerkte ich, daß sich jeden Morgen eine Schar schöner, rundlicher Tauben wie ein lebendiges Relief am Fenster Sims

nahe dem Fenster der alten Frau niederließ, und zwar zu einer bestimmten Stunde. Ihre silbergrauen Federgewänder schimmerten in der Morgensonne, dann und wann flog eines der Tierchen aus der Reihe, setzte sich vor das kleine Fenster der Frau, flog wieder zurück, ein anderes erhob sich, flatterte am Fensterchen vorbei auf eine Dachrinne, eine andere erhöhte Stelle, um wieder die Statistenrolle in der reizenden Reliefkrönung neben dem Fenster einzunehmen. Bis sich dann endlich der kleine Flügel des Fensters öffnete: eine zitternde, runzlige Hand kam zum Vorschein, öffnete sich und streute Brotkrümchen oder Brosamen. Manchmal büßten es auch andere Reste gewesen sein, die in dieser Zeit der Not von der alten Tierfreundin Tisch kamen. Die Tauben flogen eilig herzu, und ihr emsiges Bicken gegen die Hand der Alten dünkte mir oft ein dankbarer Kuß.

Das beobachtete ich lange und machte mir oft meine eigenen Gedanken darüber, daß es Menschen gibt, die die Dankbarkeit der Tiere höher einschätzen als die der Menschen, wie es bei dieser alten, sonderlichen Frau sicher der Fall war.

Bis eines Morgens in diesen rauhen Wintertagen das Taubenrelief nach langer, gewohnter Geduld doch immer unruhiger wurde. Eine nach der anderen flog hin, kehrte zurück, flog, ließ sich nieder, pickte wohl auch gegen die Scheiben, die regungs- und spiegellos zugleich waren, aber es war vergebens. Was konnten sie zu erfahren suchen? Was konnte es ihnen nützen, zu erspähen, ob ihre Wohltäterin krank oder verzogen sei? Nein, verzogen konnte sie nicht sein, sagte ich mir; das hieß ich nicht für möglich.

Und es wurde mir an einem der nächsten Morgen bestätigt: Die Tauben kauerten neben dem Fenster gleich unruhig wie vorher und wußten nicht, daß ihre Freundin soeben das Haus für immer verließ.

Julius Zersab.

berechtigt, so dürfen auch zarte Rücksichten auf sie nicht mehr genommen werden.

Genossin Stähler sträubte sich auch keineswegs. Sie fand sich sofort mit Geschick und Humor in die neue Lage und präsiidierte dem ersten Tage, wie es ein männlicher Alterspräsident auch nicht besser gemacht hätte.

Vor Entsetzen bogen sich lediglich die Balken des ostpreussischen Landeshauses: da, wo sonst nur ostpreussische Junker zu sitzen hatten und ein hochgeborener Graf oder sonstiger Filou aus unverfälschtem ostelbischen blauen Blute daszepter führte, sahen gewöhnliche Männer und Frauen, zum großen Teil Arbeiter und fast in der Mehrheit Sozialdemokraten und nicht alle in Ostpreußen geboren oder dort ansässig. An der Spitze aber thronte eine Frau, noch dazu eine Sozialdemokratin, noch dazu eine geborene Schleswig-Holsteinerin. — Wie sich die Zeiten geändert haben!

Die sozialdemokratischen Frauen an den Reichspräsidenten.

Am Dienstag, dem 11. Februar, hat die deutsche Nationalversammlung dem deutschen Volke ein Oberhaupt gegeben. Unser Parteigenosse Fritz Ebert, bisher der Vorsitzende der Partei und der sozialdemokratischen Fraktion, ist der hohen Ehre gewürdigt worden, der erste Führer Deutschlands von Volkes Gnaden zu werden.

Am Abend des bedeutungsvollen Tages übersandten die Frauen der sozialdemokratischen Fraktion dem neuen Reichspräsidenten einen schönen Strauß leuchtend roter Nelken und den folgenden Brief:

Lieber Genosse Ebert!

Die Sozialdemokratische Frauenfraktion freut sich, dem ersten deutschen Reichspräsidenten, dem auch die Frauen ihre politische Befreiung mit verdanken, ihre herzlichsten Glückwünsche aussprechen zu können.

Weimar, den 11. Februar 1919. J. A.: Marie Zuchacz.

Darauf ist der Genossin Zuchacz die folgende Antwort zugegangen:

Unsere Frauen in der deutschen Nationalversammlung.

Ist auch die Zahl der ersten Genossinnen, die in Deutschland in das parlamentarische Leben eingetreten sind, nicht groß, so sind sie doch nach ihrer Zusammensetzung tatsächlich als eine würdige Vertretung der Frauen ganz Deutschlands zu betrachten. Sowohl von der nordischen Wasserante als auch aus Süddeutschland sind die Vertreterinnen des Proletariats erschienen; die besetzten Gebiete des Westens ebenso wie des von Polen und Russen bedrohten Ostens haben Frauen gesandt.

Aber auch die Persönlichkeiten dieser 19 Frauen, die jetzt in Weimar Schulter an Schulter mit unseren Genossen an dem Wiederaufbau unseres deutschen Vaterlands arbeiten, geben ein getreues Bild unserer Parteigenossenschaft im Reich. Wenn wir auch — was gewiß für die gedeihliche Arbeit unserer ersten weiblichen Abgeordneten nur von Vorteil sein kann — in der Fraktion Genossinnen haben, deren Kindheit und Jugend frei von der Not des Proletariats war und die deshalb, mit reichlichem Wissen ausgerüstet, durch eigene wissenschaftliche Erkenntnis sich zur sozialdemokratischen Weltanschauung durchgerungen haben, so entstammt doch der weit aus größere Teil unserer Frauen den arbeitenden Schichten. Die wirtschaftliche und geistige Not des Proletariats ist ihnen nicht erspart geblieben, und es hat sie schwere Kämpfe, manche durchwachte Nacht gekostet, sich die Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen, die ihnen heute das Vertrauen ihrer Wähler gebracht haben.

Das ist zum Beispiel der Fall bei der Herausgeberin der sozialdemokratischen Artikelkorrespondenz und Redakteurin des Zentralorgans des Verbands der Hausangestellten, **Wilhelmine Käher**, die wohl den meisten unserer Leserinnen wenigstens dem Namen nach bekannt sein dürfte. Wenn es dieser in der Provinz Ostpreußen gewählten Genossin vergönnt ist, heute mit 54 Jahren im Räte derjenigen mitzuarbeiten, die die unendlich schwere und doch so verlockende Aufgabe erfüllen sollen, die deutsche Republik zu einem Staate des ganzen Volkes zu machen, so erntet sie in Wahrheit die Früchte ihrer Lebensarbeit. Von sieben Kindern das

Weimar, den 11. Februar 1919.

An die Sozialdemokratische Frauenfraktion.

Liebe Genossinnen!

Haben Sie vielen Dank für Ihre herzlichsten Glückwünsche und Ihr ebenso herzliches Geschenk. Hoffen wir, daß unsere gemeinsame Arbeit am Wiederaufbau unseres unglücklichen Landes und zur Wiederaufrichtung unseres armen Volkes, vor allem unserer so schwer geprüften Mütter und Frauen, von Erfolg sein werde.

Mit freundlichem Gruß Ihr Fr. Ebert.

Diesem Wunsche des Genossen Ebert schließen wir uns aus vollem Herzen an.

Aus unserer Bewegung

Bernburg. Jahrzehntelang heiß umkämpft und von Tausenden von Frauen innig ersehnt war das Wahlrecht für uns Frauen plötzlich, wie über Nacht, errungen. Fast möchte ich sagen: es kam noch zu früh! Unsere Frauen sind sich noch so wenig bewußt, was es heißt, gleichberechtigt zu sein. Sie meinen, noch nicht befähigt zu sein, an den Geschicken des Staates und des Wirtschaftslebens mitzuarbeiten. Leider ist es ja eine bedauerliche Tatsache, daß der Krieg gerade den Frauen durch die unendlichen Sorgen auf allen Gebieten nur wenig Zeit zu geistiger Weiterbildung ließ. Deshalb stehen viele Frauen schon und ein wenig unsicher vor den großen und folgenreicheren Aufgaben, die ihnen die Umwälzung gebracht hat. Da ist es eine der wichtigsten Aufgaben, für Aufklärung und Ausbildung der Frauen zu sorgen. Diese Aufgabe fällt zuerst der Parteiorganisation zu. Empfehlenswert wären Vortragsabende für Frauen und besondere Frauenversammlungen des Parteivereins, so wie wir es hier schon seit langem halten. Monatlich finden sich die Genossinnen zusammen. Auf der Tagesordnung ist stets ein interessanter belehrender Vortrag. Daran schließt sich eine Aussprache und Verschiedenes. Unsere Genossinnen waren dann jedesmal sehr befriedigt.

Wenn wir uns aber in Zukunft auch mit den wichtigsten Problemen zu beschäftigen haben, so darf man doch nie vergessen, daß wir Anfänger sind. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, und unsere führenden Genossen und Genossinnen haben auch erst lernen müssen und lernen alle Tage noch hinzu. Sie müssen uns jetzt helfen und uns abgeben von ihrem Können und ihren prak-

zweijüngste, mußte sie von ihrem siebenten Lebensjahr an mitarbeiten, da der Vater gestorben war. Nachdem sie ihre Schulfenntnisse in der dreiklassigen Dorfschule ihres Heimatorts Nellinghausen in Holstein erhalten hatte, war sie einige Jahre Wirtschaftlerin im Hause des bekannten Dichters Detlev v. Liliencron, bis sie infolge ihrer Verheiratung nach Hamburg kam. Hier hielt sie mit 23 Jahren ihren ersten Vortrag anlässlich des großen Zigarrenarbeiterausstands, und seitdem ist sie ununterbrochen für die Arbeiterbewegung tätig gewesen, sowohl gewerkschaftlich als Begründerin und zeitweilige Zentralvorsitzende des Verbands der Fabrik- und Handarbeiterinnen und als Mitglied der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, wie auch politisch ganz besonders im Interesse der Frauenbewegung innerhalb unserer Partei, nachdem sie ihr Wissen durch fleißige Arbeit an sich selbst und Teilnahme an der Parteischule in Berlin mehr und mehr erweitert hatte.

Eine gleich harte Kindheit verlebte die in Sachsen (erster Wahlkreis) gewählte 45jährige Genossin **Ernestine Luche**, die ebenfalls infolge des Todes ihres Vaters vom neunten Jahre an fremdes Brot essen mußte. Vor ihrer Ehe als Dienstmädchen tätig, erlernte sie nach ihrer Verheiratung den Beruf der Blumenarbeiterin, in welcher Eigenschaft sie zur Mitbegründerin und zum Vorstandsmitglied des Blumenarbeiterverbandes wurde. Seit der Zeit ist sie hauptsächlich gewerkschaftlich, aber auch politisch sowie während des Krieges in der Wohlfahrtspflege ihres Wohnorts Dresden tätig, zu welchem Zwecke sie ihre Volksschulfenntnisse in der Gewerkschaftsschule in Berlin erweiterte. Während sie durch ihren Mann dem Sozialismus zugeführt wurde, war es die vor einigen Jahren verstorbene Genossin **Ihrer**, die sie zur öffentlichen Betätigung anregte.

Ebenfalls aus Sachsen (dritter Wahlkreis) kommt **Minna Schilling**. Als Kind einer Tabakarbeiterfamilie war von frühestem Jugend an Arbeit ihr Los, und sie, die mit 41 Jahren als Mutter von sechs Kindern in die Nationalversammlung eingezogen ist, hat kaum je Zeit gefunden, die Hände in den Schoß zu legen. Nachdem ihr die Erkenntnis von der Wichtigkeit unserer Überzeu-

tischen Erfahrungen. Wir haben den Willen und oft auch die schmerzliche Befähigung, praktische Arbeit im Staatswesen mit zu leisten.

Ich möchte hierbei nicht versäumen, auch den Genossen ein Mahnwort zuzurufen: Versäumt es nicht, eure Frauen zu Hause über alles aufzuklären. Die Zeiten sind vorbei, wo ihr sagen konntet: Ach, was versteht eine Frau davon! Fördert die Aufklärung eurer Frauen! Ihr werdet in ihnen Kameradinnen finden, und viel schöne Feiertunden werdet ihr zu Hause mit eurem Weib erleben, wenn ihr ihr für die Politik Herz und Hirn geöffnet habt. Ihr leistet damit wertvolle Arbeit für die Allgemeinheit, und eure Frauen werden lernen, sich ihrer politischen Rechte und Pflichten würdig zu erweisen.

Frau R.

Worte von Goethe.

„Hätte Byron Gelegenheit gehabt, sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Äußerungen im Parlament zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen ist, hat er alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bei sich behalten, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen. Einen großen Teil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube, sie dadurch nicht unpassend bezeichnen zu haben.“

Goethe zu Eckermann am 25. Dezember 1825.

★

Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist.

Goethe zu Eckermann am 9. Juli 1827.

★

Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze sehige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive. . . Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objektiver Natur waren.

Goethe zu Eckermann am 29. Januar 1826.

gung durch eigenste Anschauung der Armut und Not geworden war, hat sie sich zugleich praktisch auf allen Gebieten der sozialen Arbeit betätigt. Ebenso wie die Genossin Luze ist sie Mitglied des Arbeiterrats und außerdem des Bezirksrats der Amtshauptmannschaft Döbeln.

Das ganze Elend der Weber hatte die im Jahre 1872 geborene Minna Eichler durchzulösen. Infolge der traurigen Lebensbedingungen dieser Arbeiterklasse war es dem Vater nicht möglich, seine Familie zu ernähren, so daß die Tochter schon als Kind auf Gut arbeiten gehen mußte. Bis zu ihrer Verheiratung als Dienstmädchen tätig, erlernte sie später die Stützbranche. Die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse erweiterte sie durch Teilnahme an Bildungskursen und besonders in der Gewerkschaftsschule in Berlin. Nachdem sie durch ihren Mann, vor allem aber auch durch ihre praktischen Erfahrungen als Hausfrau bei der Schutzollgesetzgebung zum Sozialismus gekommen war, gehört sie seit 1906 dem Parteivorstand von Sachsen-Altenburg an, welcher Wahlkreis sie auch in die Nationalversammlung entsandt hat.

Ebenso wie die jüngste, 23jährige Genossin der Fraktion, die im Regierungsbezirk Oppeln gewählte Frieda Gaulte, die in Kattowitz in städtischer Fürsorgetätigkeit arbeitet, ist auch die von der Provinz Sassen-Rassau entsandte Johanna Tesch durch ihren Mann unserer Partei zugeführt worden. Im Jahre 1902 gründete die damals 27jährige den Bildungsverein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse in Frankfurt und im Jahre 1906 die Frankfurter Ortsgruppe des Zentralverbands der Hausangestellten. Während des Krieges hat sie sich in ausgedehntester Weise in städtischen Kommissionen und Deputationen in Frankfurt betätigt.

Infolge eines mit 18 Jahren mitgemachten Streiks für den neunstündigen Arbeitstag im Buchdruckergerwerbe kam die im Bezirk Bromberg gewählte, heute 41jährige Gertrud Lodahl in die Gewerkschaftsbewegung hinein, so daß sie bereits mit 20 Jahren in Berlin in den Vorstand des Buchdruckerhilfsarbeiterverbands gewählt und später Vorsitzende der Ortsgruppe wurde. Nach ihrer Verheiratung wurde das genossenschaftliche Interesse in ihr geweckt, und wenn sie auch politisch rednerisch tätig ist, so arbeitet

Soziale Fürsorge und Sozialdemokratie.

Von Hedwig Wachenheim.

(Schluß.)

Daß der weitere Ausbau des Arbeiter- und Arbeiterinnenschutzes, der sozialen Versicherung, der Armen-, Jugend- und Wohnungsfürsorge, des öffentlichen Gesundheitslebens und die Besserstellung der unmittelbar durch den Krieg Betroffenen unbedingt erforderlich ist, weiß heute jede Frau, die durch die soziale Fürsorge Einblick in die Lage der arbeitenden Massen hat. Einmal, weil die Privatfürsorge durch ihren Mangel an Mitteln nicht in der Lage war, ausreichend zu helfen, und zweitens, weil das Vertrauen der Arbeiterchaft ihr fehlte. Nur die umfassendste und weitestgehende soziale Gesetzgebung kann eine weitere Schädigung unseres ohnehin schwer geprüften Volkes verhindern. Es wird nicht leicht sein, in Deutschland zukünftig Mittel aufzubringen über die Abtragung der Kriegsschuld und der Kriegsschädigung hinaus, aber diese Mittel müssen aufgebracht werden, da nur sie ein weiteres Herabsinken verhindern können. Man kann nach dem Zusammenbruch Deutschlands nur die Worte des Würzburger Parteitags wiederholen: „Die elementarsten Lebensnotwendigkeiten unserer heutigen staatlichen Gemeinschaft, nicht moralische Erwägungen, zwingen uns zur Lösung der in diesem kurzen Programm umschlossenen Aufgaben.“

Wie notwendig die Regelung der Interessenvertretung der Arbeiterchaft innerhalb des Betriebs und die Schaffung örtlicher oder beruflicher Schlichtungsstellen oder fester Tarifverträge ist, haben die wilden Lohnkämpfe der letzten Wochen gezeigt. Deutschland kann nur durch stete und intensive Arbeit wieder in die Höhe kommen. Diese Arbeit kann nur erzielt werden durch eine geregelte, vernünftige und sachkundige Mitarbeit der Arbeiter bei der Festlegung ihres Arbeitsverhältnisses. Daß die Arbeitervertreter dazu in der Lage sind, haben sie während des Krieges häufig genug gezeigt. Aus demselben Grunde ist auch die Sicherung des Koalitionsrechtes notwendig. Es sollen nicht unmäßige Reibereien zwischen den beiden Parteien des Arbeitsvertrags entstehen, durch gleiches Recht für beide Teile können sie vermieden werden. Das Würzburger Programm sagt ganz richtig: „Die Grundlagen, von denen aus die Arbeiterchaft ihren kulturellen Aufstieg erreichen will und erreichen muß, sind die Organisationen.“

Auch die elementarsten Lebensnotwendigkeiten unserer heutigen staatlichen Ordnung fordern diese Sozialreform, denn die Sozialisierung kann heute auch von einer sozialistischen Regierung nur allmählich durchgeführt werden. Wo aber nicht die sozialistisch organi-

sie doch in der Hauptsache schriftstellerisch für gewerkschaftliche und genossenschaftliche Zeitschriften.

Der Wahlkreis Hamburg (Bremen), Regierungsbezirk Stade, hat die 41jährige Hamburger Genossin Johanna Reize entsandt. Ruhte sie sich als junges Mädchen ihren Lebensunterhalt zunächst als Dienstmädchen, später als Arbeiterin in einer Buchdruckerlei verdienen, so nahm sie nach ihrer Verheiratung die sich ihr durch Teilnahme an Fortbildungskursen sowie an der Parteischule in Berlin bietende Möglichkeit wahr, ihre Volksschulkenntnisse zu erweitern, um das Gelernte sodann in den Dienst der Partei zu stellen. Seit 17 Jahren ist sie, zunächst in Hamburg, dann während 8 Jahren in Vegesack politisch tätig, bis vor einigen Jahren die Hamburger Genossinnen sie in den Vorstand des dortigen Sozialdemokratischen Vereins beriefen. Während des Krieges arbeitete sie in der sozialen Fürsorgetätigkeit, besonders als Mitglied des Speisenaussschusses der hamburgischen Kriegsküchen.

Ebenfalls von der Wasserkaute stammt die Vertreterin des Wahlkreises Schleswig-Holstein, Luise Schröder (geboren 1887). Als Arbeiterkind früh mit den Sorgen der unteren Schichten vertraut, wurde sie durch das Studium der sozialdemokratischen Literatur, besonders von Bebel's „Frau“, überzeugte Sozialdemokratin. Während sie sich ihren Lebensunterhalt als Privatsekretärin verdiente, arbeitete sie in ihrer freien Zeit als Mitglied des Ortsvorstands Altona-Ottensen für die Partei sowie in städtischer und sozialer Betätigung der Stadt Altona.

Aus einfachen Verhältnissen stammen die beiden Schwestern Marie Zuchacz (gewählt im Regierungsbezirk 1 Potsdam) und Elisabeth Röhl (Köln-Machen). Der Vater war ein alter Demokrat, der der Sozialdemokratie sympathisch gegenüberstand, und alle drei Kinder bekannten sich früh zum Sozialismus. Das Leben beider Schwestern war voller Arbeit. Während die ältere, unser Parteivorstandsmitglied und Redakteurin der „Gleichheit“, die 39jährige Genossin Zuchacz, in ihrer Jugend als Dienstmädchen, Fabrikarbeiterin, Krankenschwesterin und Schneiderin ihr Brot verdiente, um dann zunächst als Parteisekretärin in Köln und später als Sekretärin im Parteivorstand Deutschlands ihre ganze Arbeits-

fierte Gesellschaft, sondern noch der private Inhaber der Produktionsmittel Arbeitgeber ist, ist heute ein ausgebautes Arbeiterschutzes und die Sicherung der Rechte der Arbeiter beim Ausbau des Arbeitsverhältnisses erforderlich denn je. Denn das Überangebot an Arbeitskräften würde sonst zu namenlosem Elend führen. Aus demselben Grunde ist der Ausbau der Sozialversicherung und die Reform der eigentlichen Sozialfürsorge (Armen-, Jugend- und Wohnungsfürsorge) dringend notwendig. Ein derartig ausgebautes, die Notwendigkeiten der Gegenwart umfassendes Sozialprogramm hat nur die Sozialdemokratie. Die bürgerlichen Parteien betonen gegenwärtig ihre freundliche Stellung zur Sozialreform, aber ihr politisches Programm ist so auf die Begrenzung der Arbeiterkraft eingestellt, daß sie, auch wenn vorher andere Absichten gehehrt haben, allmählich zur Befestigung ihrer politischen Stellung zu Feinden der gesamten Arbeiterbewegung werden müssen. Damit werden sie auch Feinde der Sozialreform, die die Arbeiterkraft hebt und stärkt. Die Sozialdemokratie aber hat über das Programm der Sozialreform hinaus das Bestreben, die Grundlagen des heutigen Arbeitsverhältnisses zu ändern. Die Sozialisierung bedeutet zunächst die Überführung der einzelnen Betriebe in die Hände der demokratisch organisierten Gesellschaft, in die Hände der sozialistischen Republik. In diesen sozialisierten Betrieben stehen die Arbeitnehmer nicht mehr im Gegensatz zu den Arbeitgebern, denn der Arbeitgeber ist der Staat, dem ihre politische Arbeit gilt, und dem ihr Wille die Form gibt. Durch das Medium des Staates verwalten sie selbst ihre Betriebe. Die Forderung des Arbeiterschutzes und das Arbeiterrecht werden zur Selbstverständlichkeit. Wichtige Kräfte, die jetzt im Kampfe gegen die der Sozialreform widerstrebenden Arbeitgeber und ihre politischen Organisationen verbracht werden, werden dann frei und können der Wohlfahrt aller dienen, die das höchste Ideal des sozialistischen Staates ist.

So wird die soziale Frage durch die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiter gelöst. Nur so ist die wirkliche Lösung der sozialen Frage, die Befestigung der sozialen Ungerechtigkeit und der wirtschaftlichen Not der Arbeiter möglich. Wer mitarbeitet am sozialen Hilfswerk, wer die soziale Frage lösen will, der muß sich der politischen Partei der Arbeiter, der Sozialdemokratischen Partei anschließen und in ihr um die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiter ringen. Laffalle sagte in dem schon mehrfach erwähnten „Arbeiter-Programm“, daß ein Staat, welcher unter die Herrschaft der Idee der Arbeiter gesetzt wird, mit höchster Klarheit und vollem Bewußtsein, die sittliche Natur des Staates, dem ein-

zelnen durch die Vereinigung aller zu einer Entwicklung zu verhelfen, zu der der einzelne nicht befähigt gewesen ist, zu seiner Aufgabe macht, weil „die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und die Gegenseitigkeit in der Entwicklung die sittliche Idee des Arbeiterstandes ist“. Und wenn er fortfährt, „daß ein solcher Staat der Arbeiter mit freier Lust und vollkommenster Konsequenz vollbringen würde, was bisher nur stückweise und in dürftigsten Abzissen dem widerstrebenden Willen abgerungen worden ist... und somit notwendig einen Aufschwung des Geistes, die Entwicklung einer Summe von Glück, Bildung und Wohlsein vollbringen würde, wie sie beispiellos dasteht in der Weltgeschichte“, so wissen wir alle, daß das in unserem, durch den Krieg so schwer betroffenen Lande nicht möglich ist, aber wir müssen uns auch sagen, daß der Staat der Arbeiter, dessen Zweck es ist, „das menschliche Wesen“ zur positiven Entfaltung und zur fortschrittlichen Entwicklung zu bringen, allein befähigt ist, uns aus den schweren Tagen der Gegenwart besseren Zeiten entgegenzuführen.

Genossenschaftliche Organisation zur Erleichterung der Hausarbeiten.

Der Fortschritt der Menschheit hängt wesentlich davon ab, daß es gelingt, alle gesellschaftlichen Bedürfnisse mit dem geringstmöglichen Aufwand an Arbeit zu befriedigen. Nach dem Maß der Arbeit bestimmt sich die Ruhe, die erst den Menschen in den Stand setzt, der Entwicklung seiner Persönlichkeit zu leben. Heute wird enorm viel Arbeitskraft vergeudet, weil der kapitalistischen Gesellschaft eine planmäßige, zweckbewusste Organisation der Gütererzeugung und -verteilung abgeht.

An Beispielen für diesen Mangel fehlt es nicht, wie andererseits auch bereits die Ansätze einer zweckmäßigen Organisation bestehen. Ein Musterbeispiel stellt der vielfach noch übliche Milchhandel dar. Wie häufig trifft man nicht den Zustand, daß in ein Miethaus ebensoviel Händler kommen, als Familien darin wohnen. Man stelle sich nur einmal das Unsinvolle einer solchen Verteilung vor. Wie viele Menschen sind nicht überflüssigerweise beschäftigt; um wieviel wird die Ware nicht dadurch verteuert! Das Gegenstück dazu ist die Bestellung der Postsendungen, die einheitlich und wohlfeil organisiert ist. Wie teuer würde wohl ein Brief kommen, wenn die Bestellung nach dem Muster des Milchhandels eingerichtet wäre! Und welche ungeheure Menge von Menschen würde allein für diese

kraft der Partei zur Verfügung zu stellen, lernte die 30jährige Elisabeth Köhl als Schneiderin das Elend der Heimarbeit kennen. Beide Schwestern arbeiteten durch Teilnahme an allen sich bietenden Bildungsmöglichkeiten daran, ihre in der Volksschule erworbenen Kenntnisse zu vervollständigen und insbesondere in das Wesen der sozialistischen Weltanschauung einzudringen, um das so erworbene Wissen dann rednerisch und schriftstellerisch ihren Mitschwestern wieder zu vermitteln.

Ein schönes Beispiel, wie es durch eifernen Fleiß und Energie möglich ist, sich trotz mangelhafter Vorbildung geistig emporzuarbeiten, gibt die vom Regierungsbezirk Arnberg entsandte 30jährige Genossin Klara Bohm-Schuch. In einer an Liebe, aber infolge der Notlage der Familie auch an Arbeit reichen Kindheit stand der heutigen, auch unseren Leserinnen bestens bekannten Schriftstellerin keine weitere Bildungsmöglichkeit zur Verfügung als die Dorfschule ihres Heimatorts in Westhavelland, die lediglich durch das Wissen der feinsinnigen Mutter vervollständigt werden konnte. Wie ernst und tief das Kind veranlagt war, zeigten die schweren inneren Glaubenskämpfe während des Konfirmationsunterrichts, die zu einer heftigen Nervenkrankung führten. In dem Wunsche, sich einen Beruf zu schaffen, kam Klara Bohm nach Berlin, wo sie zwei harte Jahre im Kampfe ums tägliche Brot teils als Verkäuferin, teils als Kontoristin verbrachte, bevor es ihr gelang, sich wirtschaftlich eine einigermaßen gesicherte Stellung zu schaffen. Heute lebt sie seit zwölf Jahren in glücklicher Ehe mit dem Kaufmann Schuch und erfreut sich der zärtlichsten Liebe ihres Mädchens. Seitdem die junge Klara Bohm sich zum Sozialismus durchgerungen hat, ist sie im Interesse ihrer Mitschwestern sowohl rednerisch als auch besonders literarisch tätig.

Eine Reihe unserer Vertreterinnen in der Nationalversammlung hat die sozialdemokratische Weltanschauung gewissermaßen mit der Lust im Elternhause in sich aufgenommen, so die im Regierungsbezirk Potsdam (zweiter Wahlkreis) gewählte Elfrida Riedel, deren Mutter die bekannte Berliner Agitatorin Frau Staegemann war. Infolgedessen war unsere heute 46 Jahre alte Genossin von den Mädchenjahren an im Dienste unserer Bewegung tätig, was

dahin führte, daß das Vertrauen der Genossinnen sie im Jahre 1912 in den Kreisvorstand Teltow-Beestow berufen hat. Wie bei so vielen von uns umfaßte ihre Tätigkeit während des Krieges hauptsächlich die soziale Fürsorge, und zwar in ihrem Wohnort Treptow-Baumshulweg.

Ebenso wie die im Jahre 1876 geborene Abgeordnete des Regierungsbezirks Magdeburg und Anhalt, Frau Minna Volkmann, ist auch die Vertreterin der Provinz Posen, die 49jährige Frieda Lührs, von den Eltern in sozialistischem Sinne erzogen und später durch das Leben in ihrer sozialdemokratischen Überzeugung gefestigt worden. Sie sind beide seit vielen Jahren agitatorisch für unsere Partei tätig, und besonders die Genossin Lührs hat während des Krieges auch in sozialer Hinsicht fleißig gearbeitet.

Auch unser ältestes weibliches Fraktionsmitglied, die in Westpreußen gewählte 56jährige Anna Simon, ist schon durch ihren Vater, einen Schneidergesellen, mit unseren Bestrebungen vertraut gemacht worden. Als Kurbelstepperin wurde sie Mitbegründerin des Verbands aller in der Kurbelstepperie beschäftigten Personen, dessen zweite Vorsitzende sie vier Jahre lang war. Später wurde sie in verschiedene Ortsvorstände des Textilarbeiterverbandes berufen. Seit dem Jahre 1911 ist sie Kreisvorstandsmitglied des sozialdemokratischen Wahlkreises Westhavelland.

Die Leiden des Sozialistengesetzes waren es besonders, die die vom Wahlkreis Pommern entsandte Genossin Elise Höfs der Sozialdemokratie zuführte. Im Jahre 1887 wurde der Vater aus Stettin ausgewiesen, wodurch die Mutter und die damals 11jährige Tochter gezwungen wurden, in schwerer Heimarbeit sich ihr Brot zu verdienen. Die Verfolgungen, denen in damaliger Zeit unsere Genossen ausgesetzt waren, machten Elise Voigt früh wissend und zur Anhängerin unserer Partei. Heute ist die mit dem Stadtverordneten Höfs verheiratete Frau Vertrauensperson unserer Stettiner Genossinnen und Mitglied des Pommerschen Bezirksvorstands. Während des Krieges hat sie zu ihrem Teil versucht, die vom Kriege den Menschen geschlagenen Wunden in ihrem Wohnort mit zu heilen.

Arbeit benötigt! Postüberlehrer im heutigen Umfang wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Eine ähnliche Vergeudung der Kräfte stellen die vielen gleichartigen Kaufläden usw. vor, denen gegenüber das Warenhaus und besonders der genossenschaftliche Betrieb die fortgeschrittenere Form der Warenverteilung vorstellt.

Die schlimmste Verschwendung der Arbeitskraft aber geschieht durch die Millionen Einzelhaushalte, in denen Millionen Frauen tagein tagaus und Jahr für Jahr mit den gleichen Arbeiten beschäftigt sind. Man denke nur allein an die Zubereitung des Essens, an die Ausbesserung der Wäsche und Kleidung, ihre Reinigung, den Einkauf der Nahrungsmittel, welche Tätigkeiten für jeden Haushalt besonders ausgeführt werden, und es wird sofort erkannt, daß hier eine gewaltige Menge von Arbeit über das erwünschte und notwendige Maß hinaus geleistet wird. Welcher Mühe würden sich unsere Hausfrauen erfreuen, wenn jene Einrichtungen zweckmäßiger organisiert wären! Besonders die hinderreichen Mütter, aber auch alle anderen Frauen könnten erst wirklich Menschen werden, könnten sich unterrichten, bilden, öffentlich betätigen, erholen, mehr als bisher der Erziehung der Kinder, dem Wohle der Familie widmen, wenn ihnen ein Teil ihrer Arbeiten abgenommen würde.

Daß das möglich und durchführbar ist, haben früher viele Frauen bezweifelt, die heute anders darüber denken. Wenn man ehedem auf die Vorteile der Errichtung großer allgemeiner Küchen hinwies, so bekam man vielerlei Einwände zu hören. Aber was erlebten wir jetzt während des Krieges? Fast überall sind Volksküchen für die Massenpeisung eingerichtet, und es beteiligt sich daran ein ganz erheblicher Prozentsatz von Familien. Die riesig vermehrte Erwerbsarbeit macht vielen „Hausfrauen“ die Tätigkeit im Hause unmöglich; sie sind gezwungen, die Zubereitung des Essens der öffentlichen Küche zu überlassen. Stellen wir uns einmal vor, der äußere Zwang zur Benutzung der Massenpeisung fielen fort und an die Stelle des mit kriegsmäßiger Knappheit und Einförmigkeit hergestellten Essens träte eine schmackhafte kräftige Kost, die nach wissenschaftlichen Erfahrungen bereitet, allen Ansprüchen an eine gesunde und ausreichende Ernährung genügt — welche ungeheure Erleichterung mühte das den Frauen bringen! Der zeitraubende und oft ärgerliche Einkauf fielen fort, ebenso die umständlichen Vorbereitungen und schließlich die Herstellung selbst. Jede Hausfrau weiß, welche Lasten das alles bedeutet, welche Mühe sie allein dadurch gewinnen könnte. Mit Recht sagt Bebel: Die Beseitigung der Privatküche wird für ungezählte Frauen eine Erlösung sein. Daß die Massenküche auch eine bessere Ausnutzung der Nahrungsmittel ermöglicht,

Während alle diese Genossinnen mehr oder weniger durch die selbstempfundene Not der arbeitenden Schichten oder durch Erziehung dem Wesen unserer Weltanschauung nahegebracht worden sind, hat die Fraktion zwei Mitglieder, die — aus bürgerlichen Kreisen stammend — durch wissenschaftliche Erkenntnis zum Sozialismus gekommen sind. Bezeichnenderweise sind beide, ebenso wie unsere vor wenigen Jahren verstorbene frühere Genossin Bily Braun, Offizierstochter. Sie erkannten die Oberflächlichkeit der Kreise, in denen sie erzogen wurden, und machten sich frei von der althergebrachten Bahn, auf der auch ihr Leben sich hätte bewegen sollen.

Es ist dies zunächst die im Jahre 1877 in Reß geborene Antoinette Bülf, die den Wahlkreis Oberbayern und Schwaben vertritt. Mit 21 Jahren verließ sie das Elternhaus, um sich durch ein Lehrenternamen auf eigene Füße zu stellen. Während ihrer Tätigkeit in einem Fabriksortort lernte sie die Not der Arbeiter kennen, und durch das Studium der Werke unserer Meister, besonders Marx und Engels, wurde sie dem Sozialismus gewonnen, und seitdem verwendet sie ihr Wissen sowohl in politischer als auch in sozialer Hinsicht im Interesse der Unterdrückten.

Die zweite dieser Frauen ist die im Jahre 1868 in Schlesien geborene Schriftstellerin und Gattin des württembergischen Ministerpräsidenten Anna Wlos, die durch das Vertrauen der württembergischen Wähler in die Nationalversammlung entsandt worden ist. Durch den Besuch höherer Schulen sowie der Universität Berlin war es ihr möglich, sich als Lehrerin und Oberlehrerin auszubilden und zu betätigen. Die so gewonnenen Erfahrungen stellt sie nunmehr als Mitglied des Ortsrats Stuttgart sowie in ihrer Tätigkeit in verschiedenen kommunalen Einrichtungen der Stadt Stuttgart in den Dienst der Allgemeinheit. Den Leserinnen dürfte sie durch verschiedene Artikel sowohl in der „Gleichheit“ als auch in der sozialistischen Tagespresse bekannt sein. Aber auch ihre Broschüren verdienen von den Genossinnen gelesen zu werden, so ganz besonders die Schrift „Kriegsarbeit in der Gemeinde“, die anlässlich der jetzt überall in Deutschland stattfindenden Gemeindevahlen besonders aktuell ist.

sei nur nebenher erwähnt, obwohl es jetzt und später von großer Bedeutung ist.

Wie die Vereinerung der Speisen, so lassen sich noch eine Reihe anderer Einrichtungen zweckmäßiger und arbeitssparender durchführen. Es sei nur an die Wäsche erinnert. Welche Vorteile bietet nicht die Inanspruchnahme von Waschanstalten. Da sie aber heute durchweg Privatbetriebe sind, die als Hauptzweck einen guten Profit für den Besitzer verfolgen, so können sie nur für die wenigsten Arbeiterhaushaltungen in Betracht. Werden sie aber genossenschaftlich betrieben (wie es hier und da in Holland schon der Fall ist), so fällt das bisherige Hindernis fort, denn alle erzielten Vorteile kommen den Genossen wieder zugute. Und warum sollten nicht schließlich auch Ausbesserungsanstalten nach demselben Grundsatz errichtet werden? Der genossenschaftliche Zusammenschluß kann eine vollständige Umwälzung der heutigen unproduktiven Einzelhaushaltswirtschaft herbeiführen.

Die gegenwärtige Wohnungsnot zwingt zur Schaffung neuer Wohnräume. Dabei wird der genossenschaftlichen und gemeinnützigen Tätigkeit eine bedeutende Rolle zufallen. Wenn bei der Errichtung solcher Genossenschaftshäuser auch Zentralheizungen und Warmwasserleitungen eingebaut werden, lassen sich weitere Arbeitersparnisse im Haushalt herbeiführen, ein Punkt, der zweifellos auch im Wohnungsbau besonderer Berücksichtigung wert ist.

Die genossenschaftliche Organisation ist berufen, viele Nachteile der Privatwirtschaft zu beseitigen, sie wird auch den Frauen die notwendige Ruhe bringen, die ihnen ermöglicht, erst wirklich Menschen zu sein. Der Krieg hat schon viele Umwälzungen mit sich gebracht. Er wird zweifellos auch den Anstoß geben, die Unwirtschaftlichkeit unseres häuslichen Lebens zu beseitigen. Neue Betätigungsmöglichkeiten tauchen für unsere Frauen auf. Die reichen Kräfte, die in der proletarischen Frauenwelt schlummern und bisher gebunden waren, werden frei und dem Fortschritt unserer Klasse, der Befreiung der Frau und dem Wohle des ganzen Menschengeschlechts zugute kommen.

Warum die Menschen so wenig behalten können, was sie lesen, davon ist der Grund, daß sie so wenig selbst denken. Wenn jemand das, was andere gesagt haben, gut zu wiederholen weiß, so hat er gewiß selbst viel nachgedacht; es sei denn, daß sein Kopf ein bloßer Schrittzähler wäre, und dergleichen sind manche Köpfe, die des Gedächtnisses wegen Aufsehen machen.

Lichtenberg.

Wie immer alle diese Frauen sich bisher betätigt und wie sie der Allgemeinheit bereits gedient haben mögen, so sind sie doch in der parlamentarischen Arbeit Neulinge, und sie sind zugleich Bahnbrecherinnen für die, die nach ihnen kommen werden. Gilt es auch für sie, zunächst zu lernen, so dürfen wir doch die berechnete Hoffnung haben, daß sie in nicht zu ferner Zeit nicht nur gleichberechtigt (wie schon heute), sondern auch gleichwertig unseren parlamentarischen Genossen zur Seite stehen werden. Luise Schröder.

Sehnsucht.

Dumpfes Drängen lebt mir in der Seele,
Himmelwärts möcht' sie die Schwingen breiten,
Aber ach — noch decket Rauchgeschwele
Blaue Höhen und sonn'ge Weiten.

Rote Nebel brauen über Brachen,
Blutgedüngte Saaten wollen reifen,
Saulig schillern trübe Lachen,
Und die Rachehurien schweifen.

Unheilsschwanger braust es in den Lüften,
Schmutzig-brodelnd heben sich die Gründe,
Leid und Schuld klagt an den Gräften,
Und die Not gebiert die Sünde.

Seele, laß die Hoffnung dir nicht rauben,
Laß zum Brand das Glimmen werden,
Schür' das Feuer heil'gen Glaubens,
Daß die Freiheit siegt auf Erden.

Übe sorgsam und mit reinen Händen
Altardienst am Gral der Brudersiebe,
Daß der Menschheit Tempel sich vollende,
Lüg' und Neid und Haß zerstücke.

Charlotte Buchow.

Liebesgebärde.

Herrlich ist des Menschen liebende Gebärde:
Sie schliesst den leuchtenden Himmel ein und die dunkle Erde.
Sie reißt ein Herz aus einer verzweifelten Nacht
Und hat alles Glück und alle Nöte des Lebens durchdacht.

Unter ihr blühen die Blumen der Seele auf
Und tragen süßes Duft zu den Sternen der Nächte hinauf.
Unter ihr wird der Missklang Gesang, Geschrei Melodei,
Und wie Nebelgestalten wallen die Sorgen der Tage an uns vorbei.

Liebesgebärde: Hand einer Mutter auf ihres Kindes Haar,
Herz einer Frau wie ein Tempel der Liebe, verklärt und wunderbar,
Arme, zur Opferung ausgebreitet bewusst und bereit,
Schulter, beladen mit schluchzendem Menschheitsleid.
Liebesgebärde: Ein Wort, eine Tat aus tiefstem Verstehen,
Auf die Gottes Augen, zwei funkelnde Sterne, herniederseh'n.

Hans Gathmann.

Tagebuchblätter aus Weimar.

Weimar, den 4. Februar 1919.

Die Erwartung bedeutungsvoller Tage erweckt Gefühle der Spannung und Erregung. Wenn die Reiseverhältnisse des Jahres 1919 nicht so miserabel wären, daß man zum Beispiel von Köln a. Rh. bis Weimar zwei volle Tage braucht, dann kämen bestimmt alle parlamentarischen Keulinge, zumal die Frauen, mit hochklopfendem Herzen in die Rufensstadt Weimar. Der ungeheuren Bedeutung der nächsten Tage und Wochen sind sich aber alle (trotz Reise- und sonstiger Schwierigkeiten) bewußt.

Die erste Sitzung der größten Fraktion entbehrt des Feierlichen durchaus. Man kommt mitten hinein in Verhandlungen. Ein großer Teil der Abgeordneten fehlt noch. Der Saal ist ungeheizt, und draußen zeigt das Thermometer 5 Grad unter Null. Schlechte Akustik und einige merkwürdige Erzeugnisse der Malerkunst, die den Volkshausaal in Weimar „verschönern“, lassen auch unser Empfindungsthermometer unter Null sinken.

Weimar, den 5. Februar 1919.

Zweiter Sitzungstag der Fraktion. Die Gewählten des Volkes sind fast vollzählig da. Die Frauen, neunzehn an der Zahl, sind ebenfalls erschienen. Man wird schon wärmer und darf auch Mäntel und Tücher draußen lassen; denn der Saal ist leidlich geheizt. Mit den Fragen innerlich vertrauter, verfolgt man mit Interesse die Besprechung all der wichtigen Dinge, die zur Verhandlung stehen. Die oftmals lebhafteste Debatte über Anträge, die Besprechung der tieftraurigen Vorgänge in Bremen geben die Gewißheit, daß diese Tage den Auftakt bilden zu den kommenden entscheidenden Dingen. Am Abend Sitzung der Genossinnen unserer Fraktion. Notwendig ist das Kennenlernen und die Aussprache. Nicht nur die neuen Aufgaben in der Nationalversammlung, sondern auch die Fragen des Ausbaus unserer Parteiorganisation müssen beraten werden. Alle Genossinnen sind der Auffassung, daß fortlaufend Besprechungen aller Fragen gepflegt werden müssen zum Nutzen unserer Bewegung.

Weimar, den 6. Februar 1919.

Eröffnung der Nationalversammlung. Erregte Stimmung im faggengeschmückten Weimar. Vor dem Nationaltheater staut sich die Menge. Die obersten Ränge, als Zuschauerraum bestimmt, sind dicht gefüllt. Journalisten und Photographen haben Hochkonjunktur.

Das Theater ist als solches wunderschön, als Tagungsort hat es natürlich viele Mängel. Mit gutem Willen aber ist es erträglich. Die Bühne (jetzt „Aribüne“) ist herrlich geschmückt. Maiblumen, Flieder, Nelken und lüchtes Grün steigern die Erwartung zu hoffnungsvoller Stimmung. Die Präsidentenglocke tönt, niemand sieht, wer sie bewegte. Unter feierlichem Schweigen der Versammlung beginnt Ebert zu sprechen. Seine Rede ist erfüllt vom Ernst und von der Bedeutung der Stunde. Der Widerspruch von ganz links und rechts, der sehr bald einsetzt, wird unterbrochen und abgelöst vom Beifall des größeren Teiles der Versammlung.

Unser verehrter Genosse Pfannkuch ist, so wollen es seine acht- undsiebzig Jahre, Alterspräsident. Stolz sind wir, daß er, ein Symbol sozialistischer Willens und Arbeitens, die ersten Geschäfte der deutschen Nationalversammlung erledigt.

Weimar, den 7. Februar 1919.

Wahl des Präsidenten. Dr. David wird von allen Parteien des Hauses, mit Ausnahme der Mitglieder der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, gewählt. Er nimmt an und beweist in seiner Antrittsrede, daß die Leitung der ersten deutschen Nationalversammlung in gute Hände gelegt wurde. Die Beise des vorherigen Tages liegt noch während der Ausführungen Davids über dem Hause. Daß es ein Vertreter unserer Partei ist und sein muß, erscheint selbstverständlich. So haben sich die Zeiten geändert.

Die Wahlen der Vizepräsidenten: Fehrenbach, Hausmann und Dr. Dietrich erfolgen auch glatt und durch Stimmzetteln; ebenfalls die der Schriftführer. Vertagung der Versammlung auf den 8. Februar. Zusammentritt der Fraktion und Beratung über die Besetzung der wichtigen Posten im neuen Reiche. Es sind die ernstesten Angelegenheiten des deutschen Volkes, und schwer legt sich das Empfinden auf alle, wie hart wir an der Verantwortung tragen.

Weimar, den 8. Februar 1919.

Erste Lesung des Entwurfes der provisorischen Reichsverfassung. Der Staatssekretär des Innern, Preuß, spricht lebendig, aber an die Zusammensetzung des Hauses kann er sich nicht gewöhnen: „Meine Herren“. Doch der „weibliche Teil“ fühlt sich durchaus nicht verlegt. Es bleibt bestehen, daß das erste Wort, die erste Rede in der deutschen Nationalversammlung 1919, von Ebert gesprochen, „Meine Damen“ war.

Weimar, den 10. Februar 1919.

Zweite und dritte Lesung des Entwurfes. Die Parteien, an der Spitze die sozialdemokratische, geben ihre Erklärungen ab, die dem Entwurf zustimmen. Alle behalten sich natürlich ihre endgültige Stellungnahme zur künftigen Verfassung vor. Die unabhängige Sozialdemokratie hat eine Reihe von Anträgen eingebracht. Ihr Redner, der Abgeordnete Dr. Cohn (Nordhausen), begründet sie näher und nimmt die Gelegenheit wahr, in längeren Ausführungen den Standpunkt seiner Partei darzutun. Bei der Abstimmung Annahme der einzelnen Punkte mit großer Mehrheit der Versammlung. Gesamtabstimmung: Annahme des Gesetzes. Dann legt Scheidemann mit einfachen, klaren Worten die Obliegenheiten der Volksbeauftragten in die Hände der Versammlung. Payer bittet die bisherige Regierung, die Arbeiten bis zur endgültigen Bildung des Reichsministeriums weiter zu erledigen. Nächste Sitzung am 11. Februar: Wahl des Reichspräsidenten.

Weimar, den 11. Februar 1919.

Der Abstimmungsmodus will es, daß heute mit dem Buchstaben E begonnen wird. Unter allgemeiner Heiterkeit gibt Ebert den ersten Zettel ab. Heute sitzt auch eine Frau als Schriftführerin im Präsidium: Frau Lore Agnes von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei.

Der wichtige Augenblick der Resultatsverkündung findet ein lautloses Haus: Ebert ist vom heutigen Tage an der oberste Vertreter des deutschen Volkes und des Deutschen Reiches. Mit großer Stimmenmehrheit hat ihm die deutsche Nationalversammlung das wichtigste Amt in schicksalsschwerer Stunde anvertraut, das zu vergeben ist. Würdige und erhebende Worte dazu findet der Präsident Dr. David, der zusammenfassend die Leistungen Eberts nach dem 9. November 1918 und seine Pflichten jetzt und in nächster Zukunft würdigt. Über die hysterischen Anfälle einiger Leute von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei während dieser Rede gehe ich hinweg.

In seiner schlichten, nachdrücklichen Weise, bezugnehmend auf seine Herkunft und Tätigkeit, ist uns Ebert mit seinen Schlussausführungen das Symbol des reifgewordenen Volkes, das sich mühsam sein Menschentum und seine Würde erkämpft hat und es festhalten und zäh verteidigen wird.

Ein Hoch auf Volk und Vaterland beschließt den wichtigen Teil der Tagung. Draußen steht die Menge Kopf an Kopf und wartet auf den Präsidenten des neuen Deutschland. Elisabeth Röhl.